Elizabeth Gilbert

Das Ja-Wort

Wie ich meinen Frieden mit der Ehe machte

Aus dem Amerikanischen
von Maria Mill

BLOOMSBURY BERLIN
BLOOMSBURY PUBLISHING • LONDON • NEW YORK • BERLIN

Eines Spätnachmittags im Sommer 2006 saß ich in einem kleinen nordvietnamesischen Dorf mit einigen Dorfbewohnerinnen (deren Sprache ich nicht verstand) um ein rußiges Herdfeuer und versuchte, ihnen Fragen über die Ehe zu stellen.

Schon mehrere Monate lang war ich damals mit dem Mann, der bald darauf mein Ehemann werden sollte, durch Südostasien gereist. Die angemessene Bezeichnung für eine solche Person wäre wohl »Verlobter« gewesen, doch weder er noch ich fühlten uns besonders wohl mit diesem Wort und benutzten es daher auch nicht. Im Grunde konnte sich keiner von uns beiden so recht mit der Eheidee anfreunden. Denn eine Ehe hatten wir weder gemeinsam geplant, noch hatte jemals einer von uns einen derartigen Wunsch gehegt. Die Vorsehung aber hatte unsere Pläne durchkreuzt, weshalb wir uns nun ziellos durch Vietnam, Thailand, Laos, Kambodscha und Indonesien treiben ließen und uns dabei dringlich – ja verzweifelt – darum bemühten, nach Amerika zurückkehren und heiraten zu dürfen.

Der betreffende Mann war damals bereits mehr als zwei Jahre lang mein Liebhaber, mein Liebster gewesen, und ich werde ihn auf diesen Seiten Felipe nennen. Felipe ist ein freundlicher, liebevoller brasilianischer Gentleman, siebzehn Jahre älter als ich, dem ich auf einer anderen Reise (einer tatsächlich geplanten) begegnet war, die ich einige Jahre zuvor um die Welt unternommen hatte, um mein ernsthaft gebrochenes Herz zu kurieren. Kurz vor dem Ende jener Reise hatte ich Felipe getroffen, der – selber ein gebrochenes Herz pflegend – jahrelang zurückgezogen allein auf Bali gelebt hatte. Ergeben hatte sich daraus zunächst

Anziehung, dann ein bedächtiges Werben und schließlich – sehr zu unserem beiderseitigen Erstaunen – Liebe.

Unser Widerstreben gegen die Ehe hatte also nichts mit mangelnder Liebe zu tun. Ganz im Gegenteil, Felipe und ich liebten einander rückhaltlos. Gerne machten wir uns auch alle möglichen Versprechungen, auf immer treu zusammenzustehen. Wir hatten uns sogar schon lebenslange Treue geschworen, wenn auch in aller Stille. Unser Problem war, dass wir beide schlimme Scheidungen hinter uns hatten und derart enttäuscht worden waren, dass allein die Vorstellung einer rechtsgültigen Ehe – egal mit wem, ja nicht einmal mit einem so netten Menschen wie einem von uns – uns mit Furcht und Schrecken erfüllte.

In der Regel sind natürlich die meisten Scheidungen ziemlich grässlich (»Sich scheiden zu lassen«, meinte Rebecca West, »ist in etwa so heiter und nützlich, wie sehr kostbares Porzellan zu zerschlagen«), und auch unsere Scheidungen waren keine Ausnahmen gewesen. Auf der weltweit maßgeblichen Katastrophenskala für schlimme Scheidungen von eins bis zehn (wo eins einer freundschaftlichen Trennung entspricht, und zehn … nun, einer echten Hinrichtung), würde ich meine eigene wohl ungefähr bei sieben Komma fünf ansiedeln. Zwar hatte sie weder zu Selbstmord noch zu Mord geführt, doch abgesehen davon war sie so hässlich gewesen, wie das bei zwei ansonsten durchaus gesitteten Menschen nur denkbar war. Und sie hatte sich mehr als zwei Jahre lang hingezogen.

Was Felipe betraf, so war seine erste Ehe (mit einer klugen und akademisch gebildeten Australierin) schon fast ein Jahrzehnt vor unserer Begegnung in Bali in die Brüche gegangen. Die Scheidung hatte sich damals zwar durchaus harmonisch angelassen, doch der Verlust der Ehefrau (und des Zugangs zu Haus, Kindern und fast zwei Jahrzehnten Lebensgeschichte, die damit verbunden waren) hatte bei dem guten Mann eine bleibende Traurigkeit hinterlassen, die vor allem durch Reue, Isolation und finanzielle Ängste charakterisiert war.

Aufgrund unserer Erfahrungen waren wir also hinsichtlich der Freuden des heiligen Ehebunds beide vorbelastet, besorgt und ausgesprochen misstrauisch. Wie alle, die das düstere Tal einer Scheidung jemals durchschritten haben, hatten Felipe und ich am eigenen Leibe die erschütternde Wahrheit erfahren: nämlich dass jede Liebesbeziehung – versteckt unter ihrer zunächst so schönen Oberfläche – stets die Zutaten zu einer absoluten Katastrophe bereithält. Und gelernt hatten wir auch, dass die Ehe ein Stand ist, in den man viel leichter hinein- als dass man wieder aus ihm herauskommt. Durch keinerlei Gesetz gehindert, kann der unverheiratete Partner eine unglückliche Beziehung jederzeit beenden. Sie aber – die Sie rechtmäßig verheiratet sind und der gescheiterten Liebe entkommen wollen – werden bald genug feststellen, dass ein beträchtlicher Teil Ihres Ehevertrags dem Staat gehört, und dass es zuweilen sehr lange dauern kann, bis der Sie daraus entlässt. Auf diese Weise kann man durchaus Monate oder sogar Jahre in einer lieblosen juristischen Bindung gefangen sein, die sich in der Zwischenzeit eher wie ein brennendes Haus anfühlt. Ein brennendes Haus, in dem Sie, meine Freundin, irgendwo drunten im Keller mit Handschellen an einen Heizkörper gekettet sind und sich nicht losreißen können, während der Rauch immer dichter wird und die Balken herunterkrachen …

Tut mir leid – klingt das alles wenig begeistert?

Ich teile diese unangenehmen Gedanken nur mit Ihnen, um zu erklären, warum Felipe und ich schon zu Beginn unserer Liebesgeschichte einen ziemlich ungewöhnlichen Pakt miteinander schlossen. Wir hatten uns gegenseitig geschworen, niemals und unter keinen Umständen zu heiraten. Wir hatten uns sogar versprochen, niemals unsere Finanzen und weltlichen Besitztümer zu vermengen, nur um den möglichen Alptraum, jemals wieder ein hochexplosives persönliches Munitionsdepot aus gemeinsamen Hypotheken, Verträgen, Besitztümern, Bankkonten, Küchengeräten und Lieblingsbüchern auseinanderklamüsern zu

müssen, von vornherein auszuschließen. Nachdem diese Gelöbnisse entsprechend bekräftigt waren, begaben wir uns tatsächlich beruhigt in unsere sorgsam aufgeteilte Beziehung. Denn ebenso wie eine Verlobung vielen anderen Paaren ein umfassendes Gefühl des Schutzes vermittelt, verlieh uns unser Schwur, *niemals* zu heiraten, all die emotionale Sicherheit, die wir brauchten, um es noch einmal mit der Liebe zu versuchen. Und diese unsere Bindung – die sich bewusst jeder offiziellen Verpflichtung enthielt – hatte etwas so Befreiendes, dass es sich wie ein Wunder anfühlte. Es war, als hätten wir die Nordwestpassage vollkommener Intimität gefunden, etwas, das, wie García Márquez schrieb, »wie Liebe war, aber ohne die Probleme der Liebe«.

Folgendes also hatten wir bis zum Frühjahr 2006 getan: uns um unsere eigenen Angelegenheiten gekümmert und uns unbehelligt und zufrieden ein gemeinsames und doch auch behutsam getrenntes Leben aufgebaut. Und so könnten wir, da wir noch nicht gestorben sind, noch heute leben, wäre uns nicht etwas fürchterlich Ungelegenes in die Quere gekommen.

Das US-amerikanische Ministerium für Heimatschutz trat auf den Plan.

Das Dumme bei Felipe und mir war, dass wir – obwohl wir viele Gemeinsamkeiten und Vorzüge teilten – nicht dieselbe Nationalität besaßen. Felipe war von Geburt Brasilianer, hatte die australische Staatsangehörigkeit und lebte, als wir uns trafen, die meiste Zeit in Indonesien. Ich war Amerikanerin und hatte, von meinen Reisen einmal abgesehen, meistens an der Ostküste der Vereinigten Staaten gelebt. Zunächst sahen wir für unsere staatenlose Liebesgeschichte noch keine Probleme vorher, obgleich wir, im Rückblick betrachtet, eigentlich mit Komplikationen hätten rechnen sollen. Denn wie es das alte Sprichwort so schön ausdrückt: Ein Fisch und ein Vogel können sich zwar durchaus verlieben, doch wo sollen sie leben? Die Lösung des Dilemmas, so glaubten wir, lag darin, dass wir beide wendige Reisende wa-

ren (ich ein Vogel, der auch tauchen, Felipe ein Fisch, der auch fliegen konnte), so dass wir zumindest das erste Jahr unserer Liebesgeschichte mehr oder weniger in der Luft verbrachten – indem wir, um zusammen zu sein, über Ozeane und Kontinente hinweghechteten und -flogen.

Unsere Tätigkeiten ermöglichten uns zum Glück ein solch flexibles Arrangement. Als Schriftstellerin konnte ich meine Arbeit überallhin mitnehmen. Als Schmuck- und Edelsteinimporteur, der seine Ware in den Vereinigten Staaten verkaufte, musste Felipe sowieso ständig auf Reisen sein. Blieb uns lediglich, unsere Fortbewegung zu koordinieren. Daher flog ich nach Bali, oder er kam nach Amerika; gemeinsam reisten wir nach Brasilien oder trafen uns dann wieder in Sydney. Ich nahm einen befristeten Job an der Universität von Tennessee an, wo ich Schreibkurse gab, und ein paar merkwürdige Monate lang lebten wir in einem verfallenden alten Hotelzimmer in Knoxville zusammen. (Diese Wohnform kann ich übrigens jedem, der die tatsächlichen Kompatibilitätsverhältnisse einer neuen Beziehung austesten will, nur empfehlen.)

Wir lebten in einem ständigen Stakkato, permanent unterwegs, meistens zusammen, aber immer auf dem Sprung, wie Beobachter in einem dieser seltsamen UN-Schutzprogramme. Unsere Beziehung war – obwohl auf der persönlichen Ebene stets stabil und gelassen – eine andauernde logistische Herausforderung und, bei all den damit verbundenen Interkontinentalflügen, auch verdammt kostspielig. Und seelisch war sie ebenfalls aufreibend. Bei jedem Wiedersehen mussten Felipe und ich aufs Neue miteinander vertraut werden. Stets gab es am Flughafen jenen nervösen Augenblick, wo ich dastand, auf seine Ankunft wartete und mich fragte: *Werde ich ihn wohl noch kennen? Wird er mich noch kennen?* Nach dem ersten Jahr begannen wir uns beide nach etwas Stabilerem zu sehnen, und Felipe tat den großen Schritt. Er gab sein bescheidenes, aber wunderschönes Sommerhaus auf Bali auf und zog mit

mir in ein winziges Häuschen am Rande Philadelphias, das ich kurz zuvor gemietet hatte.

Wenn die Entscheidung, Bali gegen einen Vorort von Philly einzutauschen, auch merkwürdig erscheinen mag, Felipe schwor, dass er des Lebens in den Tropen längst überdrüssig geworden war. Das Leben auf Bali, wo jeder Tag eine angenehme, langweilige Kopie des vorherigen darstelle, so klagte er, sei einfach zu leicht. Er habe schon eine ganze Weile daran gedacht, ihm den Rücken zu kehren – schon ehe er mich überhaupt kennengelernt habe. Sich im Paradies zu langweilen mag für den, der nie wirklich im Paradies gelebt hat, unverständlich erscheinen (ich jedenfalls fand die Vorstellung ein wenig verrückt), doch Balis Traumkulisse hatte sich für Felipe im Lauf der Jahre in etwas bedrückend Eintöniges verwandelt. Nie werde ich einen unserer letzten bezaubernden Abende vergessen, die er und ich zusammen in seinem Cottage verbrachten – wir saßen barfuß und mit taufeuchter Haut von der warmen Novemberluft im Freien, tranken Wein und sahen einen Ozean von Sternbildern über den Reisfeldern flimmern. Während duftende Winde durch die Palmen säuselten und die leise Musik einer fernen Tempelzeremonie von der Brise herübergetragen wurde, schaute Felipe mich an, seufzte und meinte kategorisch: »Ich habe diese Scheiße so satt. Ich kann es kaum erwarten, wieder nach Philly zu kommen.«

Also brachen wir nach Philadelphia (der Stadt der brüderlichen Schlaglöcher) auf. Tatsache war, dass wir beide die Gegend sehr mochten. Unser gemietetes Häuschen lag nicht weit vom Haus meiner Schwester entfernt, deren Nähe im Laufe der Jahre für mein Glück unerlässlich geworden ist, so dass wir uns dort heimisch fühlten. Außerdem erschien es uns nach all unseren gemeinsamen Jahren des Reisens an ferne Orte gut und sogar erholsam, in Amerika zu leben, einem Land, das wir trotz all seiner Mängel immer noch *interessant* fanden: als schnelles, multikulturelles, in ständiger Entwicklung befindliches, wahnsinnig

widersprüchliches, auf kreative Weise herausforderndes und im Wesentlichen lebendiges Land.

Dort in Philadelphia schlugen Felipe und ich also unser Hauptquartier auf und praktizierten mit vielversprechendem Erfolg zum ersten Mal wirkliches häusliches Zusammenleben. Er verkaufte seinen Schmuck; ich arbeitete an Schreibprojekten, für die ich vor Ort bleiben und recherchieren musste. Er kochte; ich kümmerte mich um den Rasen; hin und wieder warf einer von uns den Staubsauger an. Im Haus waren wir gut aufeinander eingespielt, teilten uns ohne Ärger und Streit die täglichen Pflichten. Wir waren ehrgeizig, produktiv und optimistisch. Das Leben war schön.

Doch dauerten solche Phasen der Stabilität ja nie lange. Wegen der Auflagen von Felipes Visum waren drei Monate die maximale Zeitspanne, die er sich legal in Amerika aufhalten konnte, eher er sich kurzzeitig in ein anderes Land verabschieden musste. Und so flog er davon, und ich war, während er fort war, mit meinen Büchern und meinen Nachbarn allein. Einige Wochen später dann kehrte er mit einem weiteren 90-Tage-Visum in die Vereinigten Staaten zurück, und wir nahmen unser gemeinsames Leben wieder auf. Der Beweis dafür, wie misstrauisch wir beide langfristigen Bindungen gegenüberstanden, war, dass wir diese 90-Tage-Portionen des Zusammenseins als ideal empfanden: genau die richtige Menge an Zukunftsplanung, die zwei ängstliche Scheidungsopfer bewältigen konnten, ohne sich allzu bedroht zu fühlen. Und manchmal, wenn es mir mein Terminplan erlaubte, begleitete ich ihn sogar auf seinen Visa-Spritztouren ins Ausland.

Dies erklärt, warum wir eines Tages gemeinsam von einer Geschäftsreise in Übersee in die Vereinigten Staaten zurückkehrten und – wegen unserer eigentümlichen Billigtickets und einem Anschlussflug – auf dem Internationalen Flughafen von Dallas/Fort Worth landeten. Ich rückte in der Schlange meiner heimkehrenden Landsleute rasch nach vorn und passierte die Einreisekon-

trolle als Erste. Als ich mich sicher auf der anderen Seite befand, wartete ich auf Felipe, der mitten in einer langen Schlange von Ausländern stand. Ich beobachtete, wie er sich dem Einwanderungsbeamten näherte, der bald sorgfältig Felipes bibeldicken australischen Pass studierte, jede Seite, jedes Zeichen, jedes Hologramm unter die Lupe nahm. Normalerweise waren sie nicht so gewissenhaft, und ich wurde – so lange, wie sich das alles hinzog – langsam nervös. Ich guckte und wartete, horchte auf das entscheidende Geräusch jeder erfolgreichen Grenzüberschreitung; jenes kräftige, feste Bibliothekarinnen-Tock des Visumsstempels, das einen für gewöhnlich willkommen hieß. Doch es kam nicht.

Stattdessen griff der Einwanderungsbeamte nach seinem Telefon und rief irgendwo an. Augenblicke später erschien ein Beamter in der Uniform des Heimatschutzministeriums und führte meinen Liebsten ab.

~